



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Vom Pariser Correspondenten der Grenzboten: Georges Sand

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Trotz alledem steht die Russificirung Finnlands noch in ihren ersten Anfängen. Erst seitdem der Admiral Menschikoff zum Generalgouverneur des Großfürstenthums berufen ward, streckt die officielle Russificirung von Zeit zu Zeit ihre Krallen zu scharfen Griffen aus den vorsichtig streichelnden Tazen. Wahrlich, es wäre eine wunderbare Nemesis der Geschichte, wenn die Gänge des europäischen Kampfes gegen Rußlands Uebergriffe, in Konstantinopel durch Menschikoffs Auftreten herausgefordert, auch für Finnlands Stellung zu Rußland in derselben Art entscheidend werden sollten, wie im Süden des Reichs. Nach dem Falle Sebastopols und dem Verlust der Flotte des schwarzen Meeres bleibt Rußland noch immer eine auf Mitteleuropa drückende Seemacht. Fallen aber Finnlands Küsten in die Hände eines kräftigen Siegers, dann ist Petersburg mit Kronstadt wieder bloß ein Fenster, durch welches der Zar nach Europa hinaussteht.

Georges Sand

vom Pariser Correspondenten der Grenzboten.

Kein Schriftsteller des modernen Frankreichs hat soviel Aufsehen durch seine Schriften und durch seine Persönlichkeit erregt als das Frauengenie, das unter dem Namen George Sand seit zwanzig Jahren die Welt mit ihren Schöpfungen in Erstaunen setzt. Ueber keine Persönlichkeit sind sovieler Lügen und so abgeschmackte Fabeln in Umlauf gesetzt worden, als über die berühmte Chatelaine von Rohaut.

In Paris ist das erklärlich, denn es gibt wenige große Städte, wo soviel nach dem Hörensagen geurtheilt wird. Man hat nicht Zeit und ist auch zu träge, sich über die Personen und Dinge, die uns doch so warm interessieren, gründlich zu unterrichten. Wenn nur eine äußerlich annehmbare Verston gefunden wird, ist alles zufrieden und die wenigen gut Unterrichteten finden es selten der Mühe werth, dem Publicum die allgemein gewordenen Irrthümer zu benehmen. Oft kommt Böswilligkeit und Parteihaß mit ins Spiel und was man im Auslande für getreu nach der Natur gezeichnete Porträts hält, sind in der Regel lächerliche Verzerrungen ohne alle Aehnlichkeit, oftmals sogar ohne die beiläufige Aehnlichkeit der künstlerischen Erfindung.

Georges Sand, mehr als andere Berühmtheiten, hat die Pamphletisten und Lebensbeschreiber beschäftigt. Seit sie durch Indiana und später durch ihren unglücklichen Proceß gegen ihren Mann die literarischen und gesellschaftlichen Kreise erfüllt hatte, wurde die berühmte Frau ein Gegenstand der neugierigsten Verfolgung — und kein Mittel galt den Unbescheidenen für zu schlecht, in ihre Nähe zu kommen und wäre es auch nur für einen Augenblick.

Man nahm zu Verkleidungen jeder Art Zuflucht und der bekannte homme de rien Herr Comédie erzählt selbst, wie er als Kaminfeger bei Georges Sand sich eingeschlichen habe. Die unbescheidene Plauderhaftigkeit der Kritiker, der Touristen, der Schriftstellernden Commis voyageurs aller Länder, die ihre Pflichten nicht erfüllt glauben, solange sie sich nicht an jeder Berühmtheit von Paris gerieben haben, machte die liebenswürdige, vertrauensvolle Natur verschlossen. Sie zog sich schein in den Kreis ihrer vertrauten Freunde zurück und wenn die Zubringlichkeit der Neugierigen zu arg wurde, erlaubte sich die Umgebung der geplagten Schriftstellerin auch zuweilen die Rache einer unschuldigen Mystification. So stellte man einem Advocaten, der um jeden Preis die Bekanntschaft von Georges Sand machen wollte, deren Kammerfrau vor, während Mutter und Tochter in einem Alkoven verborgen das komische Quiproquo mit ansahen. Der Advocat erzählte einige Tage später entzückt von der geistreichen Unterhaltung mit der berühmten Dichterin und hätte sich beinahe ein Duell zugezogen, weil er die bedauernde Bemerkung aussprach, daß Georges Sand keine Zähne mehr habe. Ein ander Mal zog Maurice Sand die Kleider seiner Mutter an und ging an einer reisenden Familie von Engländern vorüber, welche auf der Terrasse eines benachbarten Gasthauses der Eigenthümerin des Schlosses von Nohaut aufslauerten. Wer wird sich da noch wundern wenn man die sonderbarsten Geschichten vom Leben Georges Sands liest.

Man macht sich auch in der Regel einen ganz falschen Begriff von der Persönlichkeit dieser Schriftstellerin; denn was die Entstellungen der Biographen zu thun übrigließen, das vollendete die Einbildungskraft der romantischen Leser und Leserinnen, welche stets Romanhelden und Heldinnen im Verfasser verpersönlichen. So ist auch Georges Sand in der Vorstellung der meisten ein Typus des Ecentrischen geworden, welcher mit dem Originale keinen Zug von Aehnlichkeit besitzt. Ein Fremder, dem Madame Viardot versprochen hatte, ihn der geliebten Schriftstellerin vorzustellen, fand beim Eintritt in den Arbeitsalon der genialen Sängerin eine kleine Frau, welche emsig an einem Kleide zuschnitt. Die lebhaft beschäftigte Frau fing den fragenden Blick des Besuchers an Madame Viardot auf und rief mit komischer Ernsthaftigkeit aus: „oui c'est moi! cela vous étonne?“ das hat den erwähnten Fremden nicht grade in Verwunderung gesetzt, aber es wird wol manchen Leser und manche Leserin in Erstaunen setzen zu hören, daß Madame Georges Sand sich auf Hauswirthschaft verstehe, vortrefflich Kleider nähe (die Theatergarderobe ihres Haustheaters in Nohaut wird von ihr und der Tochter angefertigt) in Stickereien zuweilen Zeitvertreib suche und die vorzüglichsten Confituren bereite, die je eine schaffende Hausfrau ihren Gästen vorgesetzt hat. Es fehlt ihr nur an Zeit, um die trefflichste Hauswirthin zu sein und wenn sie, deren Werke mit Tausenden bezahlt werden, noch jetzt an eine Freundin

schreibt: „je n'ai pas le sou,“ so erklärt dies ihre beispiellose Wohlthätigkeit. Mit dem Verstande rechnet unsre Schriftstellerin wie der beste Buchhalter, aber im Angesichte der leidenden Armuth vergißt sie dieses positive Talent, sie gibt solange sie hat und in außerordentlichen Fällen mehr als sie hat.

Wieweit weg reißt uns dieses Bild von den Kelten, die man als Conterfei von Georges Sand nach allen Gegenden der gebildeten Welt verschickt hat. Ihre äußere Erscheinung entspricht ebensowenig der Vorstellung, die man sich gewöhnlich von ihr macht, trotz vieler wohlgetroffener Bildnisse, die vorhanden sind. Georges Sand ist eine Frau von kleiner wohlbeleibter Gestalt. Ihr schwarzes Haar liegt einfach und glatt gescheitelt um die hohe und breite Stirn, die noch jetzt ohne Falten und klar wie der Spiegel der ruhigen See ist. Ihr großes Auge blickt mit dem Ausdrücke melancholischer Sanftmuth, bescheidener Weiblichkeit und man muß mit Vertrauen und Sympathie auf diesen Blick antworten. Ihre Nase ist etwas groß, sie verleihet ihrem Gesichte etwas Männliches, das aber durch den mit Grazie lächelnden Mund, mehr noch durch das weiche, melodische, mütterlich klingende ihrer Stimme gemildert wird. Das Gesicht ist von länglicher Form und macht den Eindruck großer Gutmüthigkeit, aber die gewaltigen Schläfe befunden den mächtigen Gedanken, der in diesem Kopfe arbeitet. Georges Sand spricht sich selbst Aehnlichkeit mit einem Lamme zu und hört es gern, wenn ihr vertraute Freunde beistimmen, daß sie im Grunde ein recht dummes Aussehen habe. Ihre Erscheinung läßt sich in wenigen Worten bezeichnen: Eine gute, sanfte, bescheidene, einfache, verständige Frau, ausgerüstet mit allen Eigenschaften zarter Weiblichkeit. Daß sie außerdem sich die Freiheit herausgenommen hat ein großes Genie zu sein, das merkt man ihrer äußern Erscheinung auf den ersten Anblick nicht an.

So entstellt die Angaben über ihren Charakter wie über ihr Leben sind, so unrichtig sind auch jene über ihre Familie. Wir können jetzt aus ihren begonnenen Memoiren ersehen, daß sogar ihr Name verfälscht wurde, sie heißt nicht Marie Amantine Aurore Dupin, sondern Amantine Lucile Aurore Dupin und ihr Manu Franz Dudevant ist kein Baron noch ein alter Colonel. Er hatte es nie über den Souslieutenant hinaus gebracht und war erst 27 Jahre alt, als er Fräulein Dupin heirathete. Ihre Genealogie ist so ziemlich treu von ihren Biographen aufgezeichnet, sie stammt väterlicherseits wirklich von August II. König von Polen ab. Der Marschall Moritz von Sachsen, der berühmte Sieger von Fontenoy, ein natürlicher Sohn jenes Königs und der bekannten Gräfin Königsmark, hatte von seinem Vater dessen Flatterhaftigkeit in Liebesfachen geerbt. Eine seiner letzten Liebesneigungen war ein Fräulein Verrièrès, eine Schauspielerin, deren eigentlicher Name Marie Mintau gewesen. Aus dieser Verbindung ging Marie Aurore hervor. Nach dem Tode ihrer Mutter und ihres Vaters vom Parlamente als natürliche

Tochter des Marschalls anerkannt, wurde diese mit dem Grafen Horn verhehlicht. Diese Ehe, die von einer ehelichen Verbindung nur den Namen hatte, löste sich nach wenigen Jahren durch den Tod des Grafen, der in einem Duelle fiel. Die Wittve zog sich in ein Kloster zurück und verließ dasselbe blos, um die Frau des Herrn Dupin de Francueil, Sohn eines Fermier general, eines der damaligen Finanzaristokraten, der selbst Generaleinnehmer gewesen, zu werden. Georges Sand schildert die außerordentlichen Gaben des Großvaters mit den beredten und verliebten Worten ihrer Großmutter und man kann nicht umhin, diese echte Gestalt des achtzehnten Jahrhunderts liebzugewinnen. Aus dieser Ehe, der Tochter des Marschalls von Sachsen mit dem Sohne des Generalpächters entsproß ein einziger Sohn, Moritz Dupin, der Vater von Georges Sand. Die Mutter der Dichterin war die Tochter eines obskuren Vogelstellers. Lucile Aurore Dupin wurde, wie sie selbst angibt, im Jahre 1804 geboren und macht sich also um ein Jahr älter, als ihre Biographen. Sie wußte es lange selbst nicht, sowie sie auch über den Ort ihrer Geburt in Unkenntniß sich befand. Sie glaubte sich in Madrid geboren und erfuhr erst in spätern Jahren, daß dies eine Schwester gewesen. Gewiß ist, daß ihre Eltern sich erst nach ihrer Geburt förmlich trauen ließen.

Madame Sand erzählt uns, daß sie von ihrer Mutter, wie diese vom Vater eine große Zuneigung zu den gefiederten Sängern in den Lüften und zugleich eine gewisse bannende Kraftäußerung auf die geflügelte Gesangswelt ererbt habe. Das Capitel über die Vorzüge der Vögel kann nur ein Poet und eine gefühlvolle, grundgute Menschenseele wie Georges Sand schreiben. Niemand wird es lesen, ohne den Dichter zu lieben.

Lucile Aurore wurde bei ihrer Großmutter erzogen, einer Frau von außerordentlichem Geiste, einem Kind des achtzehnten Jahrhunderts, und die erste Erziehung des Mädchens geschah nicht nach den Vorschriften unsrer heutigen Pensionate. Georges Sand wurde vom Lehrer ihres Vaters unterrichtet, einer merkwürdigen Persönlichkeit, die uns in den Memoiren als ein komischer und würdiger Charakter zugleich skizzirt wird und die eine Rolle in der Selbstbiographie von Georges Sand zu spielen verspricht.

Die Erziehung auf dem Schlosse von Rohaut macht uns manchen später bemerklich gewordenen Zug erklärlich. Mit funfzehn Jahren hatte Madame Sand nebst musikalischen und sonstigen Kenntnissen die Kunst des Reitens und sonstige männliche Uebungen gründlich inne. Sie erzählt aus ihrer Jugend, daß es den Gläubigen von La Chatre ein arger Skandal gewesen, wie die junge Amazone zur Communion am Altare niederknien die Sporen hervorblieben ließ, die sie beim Reiten stets anzuschwappen pflegte. Die später berühmt gewordene Männerkleidung von Georges Sand war die bloße Fortsetzung gewisser Jugendgewohnheiten, die in ihrem Geiste lange nicht die Bedeutung hatten,

welche die Partekritik ihr beizulegen gesucht hatte. Die eben erwähnte Scene in der Kirche von La Chatre beweist aber zugleich, daß Marie Aurore „von Sachsen“ ihre Enkelin nicht ohne religiösen Unterricht aufwachsen ließ, wie dies oft behauptet wurde.

Es ließe sich auch schwer begreifen, daß ein fester Charakter wie die Großmutter sich plötzlich dazu verstanden haben sollte, das geliebte Kind in ein Kloster (Couvent des Anglaises) zu schicken, um daselbst seine Erziehung zu vollenden.

Die Trennung von der Großmutter, die das Mädchen über alles liebte, ward noch erschwert durch seine Liebe zu dem Schlosse von Rohaut. In den „Briefen eines Reisenden“, welche von Georges Sand selbst als eines jener Bücher bezeichnet wird, in denen sie mehr oder minder idealisirte Erinnerungen niedergeschrieben hat, finden wir eine Stelle, die sich auf ihr Jugendleben in Rohaut bezieht.

„Wer von uns erinnert,“ sagt sie, „erinnert sich nicht mit Liebe an die ersten Werke, die er verschlungen oder langsam verschmeckt hat (savourés)! Hat dir der Einband eines staubigen Buches auf dem Tische eines vergessenen Kastens niemals das anmuthige Bild deiner jungen Jahre zurückgerufen? Hast du nicht geglaubt, die große Wiese vor dir liegen zu sehen, gebadet im hellen Abendrothe, wie zur Zeit, als du es zum ersten Male gelesen? Ach, wie fiel die Nacht so schnell auf diese göttlichen Seiten! Wie grausam ließ die Dämmerung die Buchstaben auf dem erbleichenden Blatte hin- und herschwimmen!“

„Es ist darum geschehen, die Lämmer blöken, die Schafe sind zum Stalle gelangt, das Heimchen nimmt Besitz von den Hütten und von der Ebene. Man muß sich aufmachen.“

„Der Weg ist steinig, die Schleuse schmal und gleitend, der Abhang rauh.“

„Du bist von Schweiß gebadet, aber umsonst ist dein Bemühen, du wirst zu spät kommen, das Abendmahl wird begonnen sein.“

„Vergebens wird der alte Diener, der dich liebt, den Schall der Glocke so lange als möglich verzögert haben, du wirst die Demüthigung haben, als der letzte zu kommen, und die Großmutter, unerbittlich an der Etikette haltend, wird dir mit trauriger und sanfter Stimme einen sehr leisen, sehr zärtlichen Vorwurf machen, der dir empfindlicher dünkt, als eine harte Strafe.“

„Aber wenn sie des Abends die Beichte deines Tages verlangt und du erröthend eingestanden haben wirst, daß du dich lesend auf einer Wiese vergaßest, und du aufgefordert das Buch zu zeigen mit Bittern aus der Tasche ziehest, was? Estelle und Remorin.“

„O dann lächelt die Großmutter.“

„Beruhige dich, dein Schatz soll dir wiedergegeben werden, aber du darfst nicht mehr die Stunde des Abendbrotes vergessen.“

„Glückliche Zeiten! O mein schwarzes Thal! O Corinna! O Bernardin de St. Pierre! O Iliade! O Millevoye! O Atala! O Weiden am Flusse! O verronnene Jugend! O du mein alter Hund, der du nie die Stunde des Abendmahls vergaßest und auf den entfernten Schall der Glocke durch schmerzliches Gebelle des Bedauerns und der Genäschigkeit antwortetest!“

Georges Sand bedauerte die Großmutter, ihr schwarzes Thal, ihre reiche Bibliothek. Die Büchersammlung ihrer Großmutter, welche sie noch auf ihrem Schlosse von Rohaut besitzt, hat, im Vorbeigehen gesagt, die bezeichnende Eigenthümlichkeit, daß in ihr kein Roman fehlt, der bis zu jener Zeit von Frauenhand geschrieben ist.

Daß Georges Sand nicht alles lesen durfte, beweist die rührende Schilderung ihrer Abendbeichte, aber die Censur war keine puritanische, Corinna und Atala konnten der guten Großmutter nicht gefährlich dünken.

Die Erzählung von Georges Sands schneller Bekehrung im Kloster des Anglaises von ihrer übertriebenen Frömmigkeit hat nichts Unwahrscheinliches, aber es wird doch kaum mehr als eine der vielen Fabeln sein, die ihre Biographen zu erfinden sich erlaubten.

Sie verließ das Kloster bloß, um ihrer geliebten Großmutter die Augen zuzudrücken, kehrte nach deren Tode wieder dahin zurück, um davon als sechzehnjähriges Mädchen zur Zeit ihrer Verheirathung an Herrn Franz Dupin für immer Abschied zu nehmen.

Wie unglücklich diese Ehe gewesen, ist bekannt, ein berühmt gewordener Proceß hat davon Zeugniß abgelegt. Seit Georges Sand ihre Scheidung bewirkt hat, vertheidigt sie ihren Mann gegen die Angriffe ihrer Freunde. Sie thut es aus Schonung für ihre Kinder oder in dem Gefühle des beleidigten Stolzes auf Kosten anderer gerechtfertigt und bemitleidet zu sein. Ich will mir keinen Vorwurf dieser von mir geachteten und geliebten Schriftstellerin zuziehen und schweige daher über ihre Leidensjahre im Hause des Gatten, aber die Bemerkung mag ich nicht unterdrücken, daß alle, die Georges Sand und ihr Leben während jener Zeit näher kannten, einig in ihrem Urtheile über den Charakter des Herrn Dubevant und sein Benehmen gegen seine junge Frau sind. Madame Sand hatte sich keinen Vorwurf zu machen, als sie im Jahre 1834 das Haus des Gatten mit ihren beiden Kindern verließ und sich nach Paris begab. Die Trennung geschah übrigens mit Einwilligung des Herrn Dubevant und dieser zahlte der Frau, die ihm ein großes Vermögen zugebracht hatte, eine Pension von zwölfhundert Franken jährlich. Diese geringe Summe genügte natürlich nicht zur Erhaltung einer Frau mit zwei Kindern, obgleich sie eine armselige Mansardenwohnung auf dem Quai St. Michel bezog.

Als Madame Sand noch mit ihrem Manne lebte, machte sie die Be-

kanntschafft von zwei Männern, welche sozusagen ihren Blick auf den innern Reichthum ihres Geistes und ihres Herzens richteten. Der eine war Neraud, genannt Malgache, der andere Jules Sandeau, der in Paris ihr erster Mitarbeiter und inniger Freund werden sollte. Jener gab ihr Unterricht in der Botanik und sie nannte ihn Malgache wegen seinen langen und feenhaften Erzählungen von der Insel Madagaskar. Sie schildert ihn in den Briefen eines Reisenden als einen vortrefflichen Fußgänger voll Späße und kaustischem Witz, tapfer wie ein französischer Student und verliebt in Nabelais. Seine Leidenschaft ist zwischen der Politik und der Botanik getheilt. Er verliebte sich eines Tages in eine exotische Pflanze und diese Liebe führte ihn auf seinen für einige Tage unternommenen botanischen Wanderungen von Bery bis nach Madagaskar. Seine Mutter hatte jahrelang keine Nachricht von ihm und er kam ebenso unermüdet wieder, als er fortgereist war, zu Fuß mit der Botanikerbüchse über den Schultern. Seitdem hat sich der poetische Malgache sehr verändert; denn heute ist Herr Neraud ein Börsespeculant und ein glücklicher Börsespeculant.

Jules Sandeau, der in Rohaut mit Madame Dubevant viel über Literatur sich unterhielt und manche philosophische Discussion mit ihr hatte, trennte sich von der jungen Chatelaine, Bewunderung und den Keim einer innigen Neigung mit sich forttragend. In Paris fand er sie bald wieder.

Die unzureichende Pension nöthigte die junge Mutter, an einen Erwerb zu denken, der ihre geringen Mittel zu vermehren im Stande wäre. Sie versuchte zunächst ihr schwaches Talent in der Malerei nutzbringend zu machen. Sie malte Porträts für fünf Franken oder sogenannte Boites de Spa. Ihr Sohn Moriz bewahrt mit Andacht eine solche von seiner Mutter gemalte Tabaksdose auf. Jules Sandeau richtete ihre Aufmerksamkeit auf literarische Arbeiten. Sie erinnerte sich, daß Latouche, der berühmte Herausgeber des Figaro, ein Freund ihrer Familie gewesen und sie beschloß, sich an ihn zu wenden. Es ist falsch, daß sie mit Jules Sandeau sich dem Redacteur des Figaro vorgestellt habe. Latouche verlangte einen Artikel zur Probe. Georges Sand lieferte mehrere, aber der Versuch fiel nicht befriedigend aus. Georges Sand hat keinen Esprit und ihr Talent fühlt sich ohne mächtige Entwicklung des Gedankens ohnmächtig; Latouche schien dies zu errathen und er wie Felix Pyat ratheten ihr, sich im Roman zu versuchen. Dies Mal bot Sandeau seine Mitarbeiterschaft an und in sechs Wochen war Rose et Blanche fertig. Latouche verschaffte einen Verleger für das Buch und dieser bezahlte vierhundert Franken für das Erstlingswerk.

Die schriftstellerische Thätigkeit der jungen Frau nöthigten ihren Geist, Zerstreuungen zu suchen, an welche sie bisher nicht gedacht hatte. Die Leidenschaft zum Theater erwachte in ihr und auch die politische Agitation, welche

damals Paris bemeisterte, wirkte mit großer Anziehung auf sie. Vom Parterreplatz, der allein ihrem armen Budget zugänglich war, ebenso wie vom Club war die Frau ausgeschlossen und ihrer Versuche in Nothaut gedenkend schlüpfte sie ohne großen Widerwillen in einen Mannesrock. Eines Abends wohnte sie in dieser Verkleidung einer von Godefroy Cavaignac präsidirten demokratischen Versammlung bei. Verschiedene Redner, die mehr guten Willen als gesunden Menschenverstand an den Tag legten, raubten Georges Sand die Geduld und sie nahm das Wort. Sie sprach ohne Schmuck, aber mit viel Klarheit und Verstand. Als sie geendigt hatte, rief der Präsident aus: „le gamin a plus de bon sens que vous tous mes bons amis!“ Latouche empfahl Georges Sand an Buloz, den Redacteur der Revue des deux mondes. Er verlangte einen Roman und bezahlte einige hundert Franken voraus. Die ersten Bogen des Manuscriptes wurden geliefert, aber Buloz wies sie zurück. So langweiliges Zeug könne er nicht drucken. Georges Sand ging zum Director der Revue und gestand erröthend, daß sie schon dreißig Franken ausgegeben habe und daher nicht die ganze Summe sofort zurückbezahlen könne. Buloz klopfte dem jungen Schriftsteller auf die Achsel und sagte ihm: „Georges Sand, vous êtes le premier écrivain qui me rapporte de l'argent.“ Entmuthigt kehrte der Dichter heim und warf den angefangenen Roman ins Feuer. Viele Jahre später fand sich das angefangene Manuscript wieder. Georges Sand hatte ohne es zu wissen andere Papiere verbrannt. Sie schrieb jenen Roman zu Ende, es war Pauline. Einige ihrer Freunde behaupten, daß der erwähnte Roman wirklich verbrannt sei, und daß zwar „Pauline“ auf wunderbare Weise dem Feuertode entgangen war, aber nicht mit dem von Buloz zurückgewiesenen Versuche zu verwechseln sei.

Die beiden Freunde wollten einen neuen Roman miteinander schreiben, doch Jules Sandeau war zu sehr mit dem Roman seines eignen Herzens beschäftigt und Georges Sand mußte sich allein an die Arbeit machen. Sie schrieb mit der Begeisterung, welche das Erwachen des Genius bezeichnet. Als sie ihrem Freunde und Gönner Latouche die ersten Bogen zur Prüfung vorlegte, schrieb er ihr: „Prenez garde, ne vous emportez pas, vous faites un chef d'oeuvre.“

Indiana wurde von einem Pariser Buchhändler Roret um einen Spottpreis gekauft. Er behauptet zwar die zweite Auflage mit tausend Franken bezahlt zu haben, obgleich er das volle Eigenthumsrecht an sich gebracht habe. Ich habe mich bei mehren sehr eng mit Georges Sand vertrauten Personen erkundigt, es hatte aber keiner Kenntniß von diesem Buchhändlerzuge.

Es ist bekannt, welche Revolution Indiana in den literarischen Kreisen von Paris hervorgerufen hat. — Georges Sand war berühmt geworden, das Geheimniß ihres Namens intriguirte die gebildete Welt und von jener Zeit

Grenzboten. I. 1855. 28

fingen auch die Erdichtungen an, die seither nicht aufgehört haben, sowie von Georges Sand die Rede ist.

Das innige Verhältniß zu Jules Sandeau war indessen lockerer geworden und dieser suchte in einer Reise nach Italien den Trost des Vergessens. In den Briefen eines Reisenden lesen wir die von allen Biographen citirte Stelle, die des ehemaligen Freundes in so rührender Weise gedenkt: „Es kümmert mich wenig, daß ich alt werde, aber es läge mir viel daran, nicht allein alt zu werden. Allein ich habe nicht das Wesen gefunden, mit dem ich hätte leben und sterben mögen, oder wenn ich es gefunden habe, so verstand ich nicht, es zu behalten. Höre eine Geschichte an und weine.“

„Es war ein tüchtiger Künstler, den man Watelet nannte und der besser radirte als irgendjemand seiner Zeit. Er liebte Marguerite Leconte und lehrte sie radiren so gut wie er selbst. Sie verließ ihren Mann, ihre Güter und ihr Land, um mit Watelet zu leben.“

„Zuerst verdamnte sie die Welt, und dann da sie arm und bescheiden waren, vergaß sie die Welt.“

„Vierzig Jahre später entdeckte man in einem Häuschen der Umgebung von Paris, „die schöne Mühle“ genannt, einen alten Mann, der radirte, mit einer alten Frau, welche er seine Müllerin nannte, am selben Tische sitzend und radirend wie er.“

„Der erste Müßige, der dieses Wunder entdeckte, kündigte es den andern an und die schöne Welt wallfahrtete zur schönen Mühle, um die seltene Erscheinung zu sehen: eine Liebe von vierzig Jahren, eine stets anhaltende geliebte Arbeit, ein Zwillingstalent, Philemon und Baucis zur Zeit der Damen Pompadour und Dubarry! Das machte Epoche und das wunderbare Paar hatte seine Schmeichler, seine Freunde, seine Bewunderer, seine Säger.“

„Glücklicherweise starb das Paar wenige Tage darauf, denn die Welt hätte alles verdorben.“

„Die letzte Zeichnung, die sie radirten, stellte die schöne Mühle vor. Margueritens Haus mit der Inschrift: „Cur valde permutare Sabina divitias operosiores!“

„Sie hängt in meinem Zimmer eingerahmt über einem Bildnisse, dessen Original niemand hier gesehen hat. Während eines Jahres saß die Person, die mir das Bildniß vermacht hat, jede Nacht an meinem Tische und lebte von derselben Arbeit wie ich. Beim Anbruch des Tages besprachen wir uns über unser Werk, wir aßen am selben Tischchen, indem wir von Kunst, von Liebe und von Zukunft redeten. Die Zukunft hat uns nicht Wort gehalten. D Marguerite Leconte bete für mich.“

Wie rührend klingt nicht dieser Nachruf an den geschiedenen Freund . . .

ils n'étaient pas morts; le monde à tout gâté. Die Welt verdirbt manches Glück durch ihre unheilige Berührung! Nach Indiana erschien Valentine, hierauf Jaques und nach diesem Lelia.

Wer wagte zu bestimmen, wieweit das eigne Schicksal in diesen Büchern geschildert ist. Soviel ist gewiß, es ist ein Schmerzensschrei in diesen Werken, wie ihn nur selbstgefühltes Leiden ausstoßen kann.

Indiana schildert das unglückliche Weib in der Gewalt eines brutalen Mannes, Valentine das Weib im Kampfe mit dem kalthässlichen Egoismus eines feinen Weltmannes — das Unglück der Ehe, wo nicht das Herz zum Herzen sich findet, ist ein Vorwurf, der eine Frau wie Georges Sand kurz vor und nach ihrem Scheidungsproceß mit Herrn Dudevant lebhaft beschäftigen mußte. Sie schrieb nicht gegen die Ehe — nicht einmal gegen die Männer, wie Jaques beweist. Es mochte eine Zeit bitterer Enttäuschung, großer Muthlosigkeit gewesen sein, die in dem großartigen, aber schauerigen psychologischen Chaos Lelia genannt ihren höchsten Ausdruck gefunden hat. Kritiker wie Capo de Feuillide griffen die Schriftstellerin an, als ob sie die Familie, die Moral aller Zeiten untergraben wollte — Gustave Planche, damals in der vollen Blüte seines glänzenden Talentes, übernahm die Vertheidigung der genialen Schriftstellerin und schrieb einige Blätter, die vielleicht ebenso lange dauern werden als die Werke des Dichters selbst. Mit diesen Romanen schließt sich die erste Periode von Sands Thätigkeit ab.

Sie war von ihrer Reise mit Musset aus Venedig zurückgekommen und schrieb *le secretaire intime*. Die Freundschaft mit Alfred de Musset hatte der vielgeprüften Frau neue Leiden, neue Enttäuschungen zugezogen, aber sie hatte auch gelernt, das Leben zu verstehen und manches Problem in ihrem Herzen zu lösen. Die Wanderjahre waren vorüber, der Kreis ihrer Anschauung hatte sich erweitert, ihre Kunstwerke fingen an, sich selbst zum Zwecke zu haben. André, La Marquise, Lavinia Metella und Mattea erschienen schnell nacheinander. Die Ruhe war in ihr Herz zurückgekehrt und mit ihr wuchs die Fruchtbarkeit ihres Genies in erstaunlichem Maße. André ist ein reizender Roman, ein Seitenstück zu Paul und Virginie, wenn nicht jene unangenehme Ueberraschung in der endlichen Entwicklung des Helden, die eine psychologische Unmöglichkeit, diesem Buche seinen ursprünglichen Charakter raubte. Metella ist vielleicht die erste Frucht der mit dem Blute ihres Herzens bezahlten Erfahrung unsrer Dichterin. Simon Mauprat, Leone Leoni, la dernière Aldini, les Maitres Mosaistes, Pauline, Un hiver à Majorque erschienen von 1835 bis 1837. Eines der merkwürdigsten Bücher ist wol *les maitres Mosaistes*. Georges Sand sah den großen Eindruck, den Paul und Virginie auf das kindliche Gemüth ihres Sohnes machte und sie wollte ihm einen Roman ohne Liebesintrigue und mit einem glücklichen Ausgange zur Lectüre bieten. Die stilistische Meisterschaft

Georges Sands tritt in diesem Roman so glänzend hervor, wie nicht in allen ihren beliebtesten und gelesenen Schriften.

(Schluß folgt.)

Ueber die drohende Machterweiterung Rußlands infolge des Ausbaues seiner Eisenbahnlilien.

Konstantinopel, den 15. Januar.

Es sind nunmehr zwanzig Jahre verflossen, seitdem der Eisenbahnbau in unfrem Welttheil allgemeiner geworden ist. In diesem Zeitraum, welcher mit dem Jahre 1835 anhebt, kam das zur Ausführung, was man heutzutage das west- und mitteleuropäische Eisenbahnsystem nennen kann. Wenn auch einige Bindeglieder, die in Zukunft in diesem großen Straßennetz nicht entbehrt werden können, derzeit noch mangeln, außerdem auf der pyrenäischen Halbinsel noch wenig geschehen ist, so kann man den Hauptkörper des Systems dennoch bereits als vollendet ansehen, was um so bemerkenswerther ist, da im Osten Europas bis dahin noch nichts besteht, was man mit den Communicationen im Centrum und im Westen unfres Welttheils in irgendeinen Vergleich stellen könnte.

Vielleicht zu keiner Zeit vorher waren beide Weltgegenden in dieser Hinsicht soweit voneinander verschieden. In Deutschland, in Frankreich, Belgien, Holland, der Schweiz, Italien, auf den britischen Inseln und selbst in Dänemark ein dichtgemaschtes Netz von Eisenlinien, auf denen sich Menschen und Güter mit der Schnelligkeit von fünf geographischen Meilen per Stunde und, wenn es noththut, mit der doppelten (ja annähernd der dreifachen) transportiren lassen, und dagegen in Rußland, in Schweden, in Polen, Ungarn nur einige Schienenstränge, die noch kein verbundenes Ganze darstellen, ohne einigenden Mittelpunkt daliegen und unter denen die Bahn von Petersburg nach Moskau der längste ist. Endlich in der Türkei und den beiden Donaufürstenthümern nichts von alledem.

Man muß eingestehen, daß der Kampf des Westens gegen den Osten von jenem in dieser Hinsicht gut gewählt ist. Nie konnte sich der erstere über den letzteren in communicativer Beziehung einer so unbestreitbaren Ueberlegenheit rühmen. Der Zar verfügt über ungeheure Massen, aber er bewegt sie mit aller der Langsamkeit, mit welcher große Lasten ohne mechanische Hilfsmittel manipulirt werden. Das treffliche Chausséennetz, ein Werk seines Bruders Alexander und sein eignes, welches Westrußland überspannt, setzt zwar den Kaiser Nikolaus in den Stand, nach freiem Belieben Armees-